Nr. 47. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe Freitag, 26. Januar 1912

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der neue Reichstag.

Ueber den Wahlkampf, der hinter uns liegt, wird noch manches Wort zu reden sein. Die große Auseinandersetzung zwischen den Parteien und mit der Regierung ergibt sich ohnedies von selbst beim Etat. Zunächst aber sind die Blicke nach vorwärts zu richten, um zu sehen, wie der neue Reichstag arbeiten kann und wird, und wozu man ihn nicht gebrauchen und — mißbrauchen kann.

Die Frage war: soll die schwarzblaue Mehrheit weiterregieren? Die Wählerschaft antwortete darauf mit 7½ Millionen Nein gegen 4,7 Millionen Ja. Die 7½ Millionen Nein setzten sich um in — knapp gerechnet — 202 Mandate, die 4,7 Millionen Ja in 195 Mandate. Das Verhältnis der Mandate zur Zahl der Wählerstimmen schreit zum Himmel, und wenn die neue Mehrheit von einem ebenso einheitlichen und rücksichtslosen Willen beseelt wäre wie der schwarzblaue Block, den sie verdrängt hat, so würde sie wissen, was ihr zu tun obliegt. Sie hätte schonungslos und ohne Sentimentalität alles daran zu setzen, um die himmelschreiende Ungerechtigkeit der Wahlkreiseinteilung zu beseitigen und dafür zu sorgen, daß eine überwältigende Mehrheit von Wählerstimmen sich in Zukunft nicht mehr auszudrücken braucht in einer knappen Mehrheit von Mandaten. So knapp — das darf allerdings nicht verschwiegen werden — hätte die Mehrheit freilich gar nicht zu werden brauchen. Die schwächliche Sentimentalität, von der liberale Kreise sich am ersten Stichwahltage haben übertölpeln lassen, rächt sich naturgemäß, und zwar am Liberalismus. Die 12 bis 15 Mandate, die der Reaktion an jenem ersten Tage von den Liberalen geschenkt wurden, werden der Mehrheit noch manchmal fehlen. Und den Liberalen, wenn sie sich durchsetzen wollen, auch. Denn es ist ja klar, daß 90 Liberale neben 125 Sozialdemokraten einen weit stärkeren parlamentarischen Einfluß gehabt hätten, als sie neben 110 haben werden. Wer eine starke und sichere Mehrheit zu bieten imstande ist, der ist selbstverständlich von Freund und Feind mehr umworben, als wer beim besten Willen nur gerade eine knappe Mehrheit kann stellen helfen. Man sieht, Moltkes strategische Weisheit, daß Fehler im Aufmarsch im Verlauf eines Feldzuges nur schwer und nur sehr mangelhaft ausgeglichen werden können, gilt auch für den Wahlkampf. Hätten Liberale und Sozialdemokraten sich nicht erst während des Kampfes und auch da nur in beschränktem Umfang verständigt — sie verfügten heute über eine imposantere Mehrheit. Und die Liberalen nähmen in dieser Mehrheit eine Stellung ein, die ihrer 3½ Millionen Wähler würdiger wäre, als der Platz hinterm Zentrum mit nur zwei Millionen.

Wie die Dinge sich in Wirklichkeit gestaltet haben, wird man der neuen Mehrheit ihre Hauptstärke in der Abwehr zutrauen müssen. Auch da wird man nicht verkennen dürfen, daß der nationalliberalen Fraktion — trotz der Niederlage ihres rechten Flügels — ein paar „bewährte" unsichere Kantonisten auf Zentrumsrücken wieder zugezogen sind. Dennoch wird man eine Finanzwirtschaft in die Taschen der Besitzenden, wie sie der verflossene Reichstag so schamlos trieb, im neuen für ausgeschlossen halten müssen. Das wäre immer erst das Minimum dessen, was die neue Mehrheit in der Abwehr zu leisten hätte. Bei einigem gutem Willen und einiger Festigkeit ließe sich die Abwehr indes noch ein hübsches Stück nach rückwärts erstrecken. Die gesamte Linke müßte sich nur von der schwächlichen Auffassung frei machen, als ob der Reichstag eigentlich eine Bewilligungsmaschine für den Bundesrat sei. Wäre die Linke gleichmäßig erfüllt von der konstitutionell allein richtigen Vorstellung, daß der Reichstag ein gleichberechtigter Faktor der Gesetzgebung ist, dann könnte der Reichstag mit dem Bundesrat von Macht zu Macht verhandeln. Dann brauchten die Liberalen zu den Vorlagen, die die Regierung außer dem Etat alsbald einbringen wird, keineswegs ein in Demut ersterbendes Ja herunter zu beten. Sondern dann würden sie, gestützt auf den Rückhalt der 110 Sozialdemokraten, ihre Bedingungen stellen. Sie brauchten die Reichsregierung nicht gerade aus dem Hinterhalt anzufallen, wie die Konservativen, gestützt auf den starken Rückhalt des Zentrums, das bis in die letzten Stunden des verflossenen Reichstages mit Vorliebe getan haben. Sie könnten in aller Ruhe und vollster Oeffentlichkeit ein Minimum an Wünschen formulieren, von dessen Erfüllung sie, mit Rücksicht auf die hinter ihnen stehenden Sozialdemokraten mit ihren 4½ Millionen Wählern, die Unterstützung der Reichsregierung in gewissen Fragen abhängig machen müßten. Wie denn Herr Stresemann einmal das Programm formuliert hat: ohne Erbschaftssteuer keine Wehrvorlagen! Nur daß dies Programm uns doch als etwas gar zu dürftig erscheinen will. Der Regierung als Preis für die Unterstützung, die sie nicht entbehren kann, eine Steuer geradezu — aufzudrängen, das hat doch keinen Sinn! Das Programm müßte lauten: Reform der schikanösen Finanzreform. Wobei die Erbschaftssteuer schon ganz von selbst zu ihrem Recht kommen würde. Weiter aber wäre die Linke es den Nationalliberalen schuldig, daß sie sich im Rahmen dieses Programms nach dem Verbleib der beschedenen konstitutionellen Garantien erkundigte, für die sich einzusetzen Fürst Bülow im November 1908 nahe daran war. Ihm fehlte damals eine zuverlässige Mehrheit im Rücken. Herr Bassermann kann sie haben, wenn er seine Bestrebungen von damals wieder aufnehmen will. Namentlich müßte in diesem Zusammenhang eine Reform des geradezu kindlich unvollkommenen Interpellationsrechts des Reichstages endlich durchgesetzt werden!

Wenn als Chef der Regierung Herr v. Bethmann wieder vor den Reichstag tritt — obwohl das Wahlergebnis für ihn eine allerpersönlichste Niederlage bedeutet — so ist die Liberalen eine vorherige Sicherung ihrer Position einfach ein Gebot der Selbsterhaltung. Wie ist denn das Ergebnis der Wahlen massenpsychologisch zu erklären? Herr v. Bethmann hat an einer Politik hartnäckig festgehalten, die sich zu 3¾ Millionen Reichstagswählern direkt feindlich stellte und die Wünsche von 2 870 000 liberalen Wählern einfach beiseite schob, zugunsten der mit dem Klerikalismus verbündeten Großagrarier. Die Folge dieser einseitigen Parteiwirtschaft war, daß die Zahl der mißachteten liberalen Wähler von 2 870 000 auf 3¼ Millionen stieg. Gleichzeitig aber stieg die Zahl der direkt befehdeten sozialdemokratischen Wähler noch höher, nämlich von 3¼ auf 4¼ Millionen. Die Unzufriedenheit führte den Liberalen gewaltige Wählermassen zu, aber noch gewaltigere riß sie über die Liberalen weg ins Lager der äußersten Opposition. So erklärt es sich, daß die Liberalen, trotz starken prozentualen Wachstums in der Wählerschaft, eine geringe Einbuße an Mandaten erlitten haben, während die Opposition als Ganzes über die Mehrheit von gestern hinausgewachsen ist.

Die Liberalen, die sich im Wahlkampf an Lebenskraft dem Zentrum und den Konservativen so bedeutend überlegen gezeigt haben, wären so ziemlich reif fürs Irrenhaus, wenn sie Herrn v. Bethmann kampflos die Fortsetzung einer Politik gestatten wollten, die darauf abzielt, den Liberalismus im Reichstag zum Vorteil der Reaktion zu ruinieren. Wer kein Schwächling ist, setzt sich zur Wehr, wenn man ihm ans Leben will. Die liberale Wählerschaft ist im Wahlkampf mächtig erstarkt. Sie kann von ihren Vertretern verlangen, daß sie sich gegen eine Fortsetzung der ruinösen Bethmannschen Politik mit aller Energie und mit allen Mitteln zur Wehr setzen. Sonst könnte die enttäuschte liberale Wählerschaft bei den nächsten Wahlen der Sozialdemokratie die fünfte Million vollmachen! Wer der verblendeten Regierung hierüber am gründlichsten den Star sticht, wird sich um das Vaterland im neuen Reichstag am meisten verdient machen.

Amtliches Wahlergebnis von Berlin I.

Kaempf definitiv gewählt.

Die geringe Mehrheit, die der bisherige Vertreter von Berlin I nach den vorläufigen Zählungen bei der Stichwahl am Montag erhalten hatte, gab Anlaß zu verschiedenen Gerüchten, nach denen eine genaue Nachzählung für Kaempf eine Minderheit von 16 Stimmen ergeben haben sollte. Mit lebhafter Spannung sah man daher der amtlichen Feststellung des Wahlresultats entgegen, die heute vormittag 10 Uhr im Schulsaale der 21. Gemeindeschule vorgenommen wurde. Unter dem Vorsitz des Wahlkommissars, Stadtrats Dr. Franz fand die genaue Nachprüfung der Protokolle und vor allem der 128 ungültigen Stimmzettel statt. Die Ungültigkeitserklärung dieser Zettel durch die Wahlvorstände wurde durchweg bestätigt. Eine längere Auseinandersetzung verursachte ein als Stimmzettel benutztes Notizblatt, das aber noch den perforierten Rand zeigte. Der Wahlausschuß war mit Ausnahme des sozialdemokratischen Stadtverordneten Dr. Leo Arons, der sich unter den Beisitzern befand, der Meinung, daß darin ein besonderes Kennzeichen zu erblicken und der Stimmzettel daher zu Recht für ungültig erklärt worden sei. Viel bemerkt wurde, daß im Ministerbezirk nicht weniger als sieben weiße Stimmzettel abgegeben worden waren. Eine Anzahl Stimmzettel war mit Versen beschrieben und darum ebenfalls ungültig. Die Schlußrechnung ergab, daß für den fortschrittlichen Kandidaten, Stadtältesten Kaempf 5588 gültige Stimmen abgegeben worden sind, für den Kandidaten der Sozialdemokratie Redakteur Dümell 5579. Herr Kaempf ist also mit einer Mehrheit von neun Stimmen gewählt.

Das Ergebnis in Potsdam-Spandau-Osthavelland.

Die vorläufige amtliche Zählung im Wahlkreise Potsdam-Spandau-Osthavelland hat folgendes Stimmenverhältnis bei der gestrigen Stichwahl ergeben: Dr. Liebknecht (Soz.) 24 300 und Vosberg (Reichsp.) 20 868 Stimmen. Es haben also gegenüber der Hauptwahl Liebknecht 2800 und Vosberg 3880 Stimmen gewonnen. Da in der Hauptwahl 11 063 fortschrittliche und 712 Zentrumsstimmen abgegeben worden sind, so sind von den fortschrittlichen Stimmen gestern rund ein Viertel auf Liebknecht und drei Viertel auf Vosberg gefallen. Interessant ist noch, daß gestern in Spandau Liebknecht 11 127 und Vosberg 6574 und in Potsdam Liebknecht 5028 und Vosberg 5780 Stimmen erhielten, während in den Landbezirken beide Kandidaten ungefähr die gleiche Stimmenzahl erhielten. Das Gros der Wähler des fanatischen „Antimilitaristen" Liebknecht wohnt also, was nicht ohne eine gewisse Pikanterie ist, in Spandau und lebt vom — „Militarismus".

Der Professor M. d. R. an die Studenten.

Eine Ansprache Professor Franz v. Liszts.

Der neu in den Reichstag gewählte Professor der Rechte Dr. Franz v. Liszt, der gestern in Glogau den Konservativen mit zweitausend Stimmen Majorität aus dem Felde geschlagen hat, hielt

Von der Weltreise der „Cleveland".

Von

Fedor v. Zobeltitz.

Im gestrigen Abendblatt berichteten wir über den (glücklich abgelaufenen!) Zusammenstoß des Hapagdampfers „Cleveland" mit dem amerikanischen Kreuzer „Colorado"; heute erhalten wir von unserem Mitarbeiter Fedor v. Zobeltitz, der an Bord der „Cleveland" die Weltreise mitmacht, einen Artikel über die letzten Stationen der Fahrt. Die Redaktion.

Aus der neuesten Republik.

Hongkong, Ende Dezember 1911.

. . . Während die „Cleveland" im wundervollen Hafen Hongkongs Rast hielt, trug ein sauberer englischer Dampfer einen kleinen Teil der Passagiere nachts über den Perlfluß hinauf nach Kanton. Auf einer Weltreise erfährt man wenig von den politischen Veränderungen, die sich inzwischen begeben haben; die Nachrichten der neuesten Zeitungen, die man in den Hafenstädten vorfindet, reizen höchstens die Neugier. Das aber wußten wir doch, daß die Provinz Kwangtung mit ihrer Hauptstadt der Revolution treu geblieben ist und ihre republikanische Verfassung bisher siegreich verteidigen konnte. Der amerikanische Konsul hatte vor einem touristischen Besuche Kantons gewarnt, der deutsche war weniger ängstlich gewesen; der vorausgeschickte Vertreter der Hapag aber hatte in längeren Telegrammen gemeldet, von einer Fremdenfeindlichkeit sei nichts zu spüren, und an maßgebender Stelle freue man sich sogar, die Passagiere der „Cleveland" begrüßen zu können. Die Freude freilich galt weniger den Deutschen als den Amerikanern. Die reichen Chinesen Amerikas haben die Revolution mit großen Geldmitteln unterstützt, und so war denn auch der Trinkspruch des stellvertretenden Gouverneurs von Kwangtung, mit dem er uns in Kanton begrüßte, naturgemäß an die Adresse Amerikas gerichtet. Der Empfang im Namen des bisherigen Statthalters war einfach, und der Champagner schmeckte noch schlechter als der grüne Tee, aber dem Ganzen fehlte doch nicht eine gewisse Würde und die Aufnahme gab uns zudem die Gewißheit, daß wir die mitgenommenen Revolver im Straßengewühl nicht nötig haben würden.

Von Seeräubern ist der Perlfluß in den letzten Jahren allerdings gründlich gesäubert worden, und wenn auch dann und wann noch Ueberfälle kleinerer Warendschunken vorkommen: an die großen Flußdampfer der englischen und französischen Linien traut sich das Piratengesindel nicht so leicht heran. In Kanton selbst aber herrschen noch unruhige Tage, und erst in letzter Woche hat man wieder heftig die neuen, aus Deutschland verschriebenen Gewehre probiert. Den Sieg der Revolution fünden schon allerlei äußere Anzeichen an. Von den Tausenden von Dschunken und Sampans, die das erbfengelbe Wasser des Flusses bevölkern, sind die Drachenflaggen gänzlich verschwunden; überall weht statt ihrer die blaue Fahne der Republik mit dem glückverheißenden weißen Stern. Am chinesischen Postamt gegenüber dem Landungsplatz der Dampfer hat man sogar eine Reform vorgenommen. Es trug früher die Inschrift „Chinese Imperial Post-Office"; doch das „Imperial" hat man übertüncht, wenn auch schlecht; man sieht es immer noch durchschimmern. Man benutzt auch immer noch die alten Briefmarken des Kaiserreichs, aber nur aus angeborener Sparsamkeit; die Philatelisten können sich freuen: die Marken der neuen Republik sind bereits in Arbeit. Charakteristisch für die Reformbewegung ist vor allem die Tatsache, daß der Zopf gefallen ist, und zwar . . „ratzibus". In Singapore ist man noch nicht so weit. Das ist auch eine Chinesenstadt, aber da baumelt der Zopf noch luftig über den Rücken, und er ist bei den Vornehmeren kokett mit weißen oder roten Bändern durchflochten. In Hongkong und vor allem in Kanton, ist es jedoch vorbei mit der Tradition. Unter den vielen Tausenden in der Millionenstadt sah ich einen einzigen Bezopften, und das war ein alter Herr, vielleicht ein Gelehrter, der noch nicht so schnell mit seinen konservativen Anschauungen brechen mochte; aber auch er schien sich ein bißchen zu schämen, daß es ihm unmöglich wurde, mit der Zeit zu gehen, denn er hatte den Zopf sorgfältig unter seinen Kragen versteckt. Er wollte ihn doch nicht sehen lassen. Der Zopf ist also gefallen, und allmählich will man auch die übliche Landestracht aufgeben und sich europäisch kleiden. China verliert dadurch an einem charakteristischen malerischen Reize, und es muß gesagt sein, daß besonders die gelben kleinen Chinesinnen in den Kostümen des Abendlandes ganz verteufelt aussehen. Aber schließlich gewöhnt man sich ja an alles. Schade wäre es nur, wenn ein wütender Reformeifer auch die Schriftsprache verändern wollte. Schon Lafcadio Hearn hat sich darüber geärgert, als man in Japan die Antiqua einzuführen wünschte. In China würde das Straßenbild seine ganze Wirkung verlieren, wenn man die Firmentafeln, Hausfegen, Gebete, die hingetuschte Zierlichkeit auf den Tausenden und aber Tausenden von Fahnen, Rollen und Tapeten fortwischen und den unerhörten Reichtum dieser Bildersprache durch nüchterne Typen ersetzen wollte.

Man hat Kanton nicht zu Unrecht das London Chinas genannt. Die riesige Stadt macht den Eindruck eines ungeheuren Ladens, in dem ein Heer von fleißigen Menschen wimmelt. In den äußerst engen Gassen, durch die niemals ein Wagen fährt, denn hier sind die Sänften das einzige Beförderungsmittel, reiht sich Shop an Shop; die Wohnungen liegen sämtlich nach hinten heraus — man sieht sie nicht. Es gibt in diesem chinesischen London keine Ruhepunkte; durch die Gassen quetscht sich das öffentliche Leben, schiebt, drängt und windet sich zwischen den Kulissen der Holztafeln, die in bunter Schrift auf farbigem Untergrunde Firmen und Ankündigungen tragen, zwischen den Altären der Straßengötter, den Bambusgerüsten der Feuerwächter, den Reihen von Hausierern, die mit ihrem Kleinkram still geduldet auf den Schwellen der großen Läden hocken. Bestimmte Handwerkszweige füllen ganze Gassen: man sieht die Maler bei der Arbeit, wie sie auf Reispapier ihre Schildereien pinseln, die Goldschmiede, die mit veralteten Instrumenten wunderbar feine Mosaiken zusammensetzen, die Sticker der Mandarinengewänder, die Elfenbeinschnitzer: man hört das dröhnende Hämmern der Schmiede, die nackt vor Feuer und Ambos sitzen, das Kreischen der Steinsägen, das schleifende Geräusch der Hobeln bei den Sargfabrikanten. Unbegreiflich, warum die Straßen so eng gebaut worden sind, daß die Häuserfronten aufeinander zu fallen drohen, und das helle Tageslicht sich zu mattem Dämmer abschattiert! In dieser fürchterlichen Enge schwellen die Stimmen der Ausrufer, der Verkäufer, die ihre Waren anpreisen, der Kulis, die sich mit ihren Palankinen Platz zu schaffen suchen, zu höllischem Geheule an. Und in diesem tollen Trubel finden immer noch die fliegenden Wechsler Platz, unaufhörlich aufmunternd mit ihrem Silbergeld klappernd; und auch die öffentlichen Spielpächter, die auf winzigen Tischen Bank legen und jeden Einsatz annehmen, selbst die schmutzigen Kupferkäsch der Kulis. Wenigstens sind die Straßen sauber gehalten, denn der Chinese ist reinlich; die Schlächterläden, von denen in Indien das Auge mit Grauen sich wendet, die Fisch- und Gemüsehallen, die Shops der Zuckerbäcker, die Budiken der Fruchthändler sind blitzblank, und auch bei den Garköchen sieht es so übel nicht aus, wenn man sich an die beliebten faulen Eier, das Rattenragout, die Haifischflossen in Soya, die Suppe aus gefleckteem Barsch und die Schwalbennester mit Knoblauchsprößlingen gewöhnt hat. Das hält freilich schwer. Ich habe mir in Hongkongs feinstem chinesischen Restaurant für teures Geld ein Diner servieren lassen und gerade vor den Nationalgerichten geschaudert; dagegen fand ich eine Shaomaipastete vorzüglich, ebenso in Weißkohl gebackenen Schinken und ganz wundervoll die geeisten frischen Früchte. Während ich speiste, verübte ein Orchester von sechs Mann einen entsetzlichen Lärm, und hinter meinem Stuhl standen zwei kleine Chinesinnen mit weiß geschminkten